

stanzialisieren, sondern durch politische Beteiligungsverfahren immer wieder empirisch zu ermitteln (hier spricht der Sozialmathematiker): „Wenn die Bürger schließlich ein sicheres Mittel haben, den Gemeinwillen zu befragen und zu kennen, werden sie nicht mehr in Gefahr laufen, sich über ihn zu täuschen oder ihn mit den Launen der Menschen um sie herum zu verwechseln“ (125). Anderes wäre eine Usurpation der Volkssouveränität durch partikulare Interessenten, vor der Condorcet – schon am Anfang der modernen Demokratie gründlich eliten- und parteienskeptisch (179, 183, 191) – beständig warnt, wobei er das „kratistische“ Selbstmissverständnis sogar in der demokratischen Semantik aufsucht (z.B. 113, 121). Die angeblich radikal-demokratische jakobinische Variante erweist sich damit als weniger demokratisch, weshalb sie Robespierre gegen Condorcet politikextern zu legitimieren suchte.

Ein Denker von Format. Ein sehr gut ediertes wichtiges Buch, das inhaltlich in jede gute politikwissenschaftliche Bibliothek gehört, zudem ein Lesevergnügen ist und Lust auf mehr von diesem Autor und seinem Herausgeber macht.

*Carsten Schlüter-Knauer*

Kerner, Ina. *Differenzen und Macht. Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus*. Frankfurt/New York. Campus Verlag 2009. 413 Seiten. 34,90 €.

In selbstkritischer Revision der eigenen Theorieproduktion der vergangenen Jahrzehnte diskutieren feministische TheoretikerInnen hierzulande wieder verstärkt darüber, wie eine systematische Einbettung von Geschlechterherr-

schaftsanalysen in andere Herrschaftsanalysen konzipiert werden sollte. Der enge Fokus auf die Geschlechterverhältnisse, im Laufe der siebziger Jahre aus zunächst häufig noch vergleichenden Analysen über „Klasse“, „Kaste“, „Rasse“ und „Frauen“ entstanden, wurde spätestens Anfang der neunziger Jahre durch Butlers fundamentale Kritik der Relation „sex/gender“ sowie die Kritik des Schwarzen am weißen Mainstream-Feminismus nachhaltig in Frage gestellt. Im vergangenen Jahrzehnt sind nun unter den Labeln „Diversity“ und „Intersectionality“ die ehemals überholt erschienenen feministischen Konzepte einer analytischen Durchdringung miteinander verwobener, gleichwohl verschiedener, sich wechselseitig kreuzender, gleichzeitig existierender Herrschaftsverhältnisse in die Debatte zurückgekehrt. Ina Kerner verortet ihre Dissertation in diesem hoch interessanten und theoretisch anspruchsvollen sozial- und kulturwissenschaftlichen Kontext.

Das erste Kapitel bereitet die macht-theoretischen Fundamente auf, von denen Kerner ausgeht. Mit Foucaults Überlegungen zur Bio-Macht (jedoch ohne Bezug auf die hierfür zentralen Gouvernementalitätsstudien) entwickelt Kerner drei analytische Dimensionen (epistemisch, institutionell und personal), die die folgenden Kapitel ordnen und anleiten sollen. Das zweite Kapitel widmet sich der „Anatomie“ (10) des Rassismus und bietet auf mehr als 120 Seiten eine sorgfältige, sehr gut geschriebene politiktheoretische Erzählung zur historischen Entwicklung sowohl der Rassen- als auch der Rassismus-Theorien, in der alle wichtigen Positionen enthalten sind (von Kant über Gobineau, die UNESCO und Lévi-Strauss bis hin zu Memmi, Miles

und Balibar). Besonders lesenswert sind die beiden Abschnitte, in denen sich *Kerner* ausführlich Voegelin und Hirschfeld widmet, deren Texte nicht zum üblicherweise betrachteten Material gehören. Im Gang durch die Theoriegeschichte tauchen die eingangs von *Kerner* genannten drei Dimensionen, die doch der Strukturierung des Materials dienen sollen, leider erst etwas spät wieder auf.

Das folgende Kapitel zum Sexismus scheint auf den ersten Blick ähnlich konzipiert, ist insgesamt aber sehr viel weniger repräsentativ und überzeugend in der Theorieauswahl. Selbst die taxonomische Strukturierung des Feldes (ohne auf bereits vorhandene komplexe Taxonomien in der Kreuzung von Jaggar und Young zu verweisen), die die hohe Selektivität hinsichtlich des Quellenmaterials rechtfertigen soll, kann diese nicht plausibel machen. So setzt die Rekonstruktion erst bei Beauvoir und damit wesentlich später als beim Rassismus ein; Texte des 19. Jahrhunderts werden bestenfalls angemerkt, Youngs komplexe avancierte Position wird ebenso wenig berücksichtigt wie Frasers Überlegungen zur Relation. Häufig scheint die Auswahl eher dem politischen Tagesgeschäft geschuldet zu sein (etwa bei der Position des Vatikans oder der Dritten Welle des Feminismus). *Kerners* Auswahl passt als angemessene, und sei es nur idealtypische Repräsentation einer Ideengeschichte der Sexismus-Analyse, neben Beauvoir nur für MacKinnon und Butler, bedingt für Haug. Angesichts von zehn Kapitelabschnitten und im Vergleich zum ausgezeichneten Rassismus-Kapitel ist dies ziemlich enttäuschend. Die Trennung der beiden Theoriegeschichten in Dreivierteln des Textes leuchtet im Übrigen nicht so recht ein.

Nur an wenigen Stellen (etwa bei Hirschfeld zum Rassismus oder Collins zum Sexismus) wird erkennbar, wie eng, aussagekräftig und brisant die beiden Ideeninformationsprozesse seit mehr als 150 Jahren theoretisch und politisch miteinander verwoben sind. Erst das vierte Kapitel widmet sich jenen (bis zu diesem Abschnitt meist unbearbeiteten) Texten, die Ähnlichkeiten, Unterschiede, Kopplungen und Verflechtungen, für *Kerner* vier zentrale Modi der Relation, thematisieren. *Kerner* bezieht sich nun endlich auf den nicht unerheblichen vergleichenden Textkorpus, der angesichts der Fragestellung vielleicht besser ins Zentrum hätte gerückt werden sollen. Die Textauswahl ist aber wiederum stark illustrativ, wenig repräsentativ; seriöse Auseinandersetzungen mit so entscheidenden Protagonistinnen wie Rommelspacher und Kalpaka/Räthzel, Hooks und Lorde, Harding und Haraway fehlen, sie werden allenfalls angemerkt. Die aktuelle deutschsprachige Intersektionalitäts-Debatte schließlich wird – erwartungsgemäß – als unzureichend charakterisiert; *Kerners* eigene Thesen bleiben allerdings, trotz bzw. gerade wegen der Marginalisierung bedeutender Positionen, schlicht. Dass Naturalisierungen, institutionelle Arrangements und Subjektivierungsprozesse den Kern einer analytisch angemessenen Bestimmung der Relation Sexismus/Rassismus bilden, ist keineswegs neu.

Die Anlage der Arbeit erzeugt dagegen nicht selten die Suggestion, dass die theoretisch hoch relevanten Fragen nach den Anatomien und Relationen von Rassismus, Sexismus und Macht hier erstmals ausführlich und originell bearbeitet werden. Warum es *Kerner* für notwendig hält, ihre Arbeit gar als „waghalsig“ (390) zu beschreiben,

bleibt angesichts des ideengeschichtlichen Alters der Fragestellung und der zahlreich vorhandenen elaborierten Theorievorschläge nebulös. Die Neuigkeit des Projekts zu betonen und jene Beiträge weitgehend zu ignorieren, die kenntnis- und theoriereich „Verzahnungen“ (10 f.) zwischen Sexismus und Rassismus komplex thematisiert und dies ausdrücklich macht- bzw. herrschaftsanalytisch verstanden haben, stimmt während der Lektüre zunehmend skeptisch. Eine Analyse, die für sich beansprucht, eine systematische „Kartographie“ (12) des einschlägigen Theoriebestands vorzulegen, hätte zurückhaltender daherkommen dürfen; dann wäre das Destillat aus dem Bestand sicher auch innovativer ausgefallen.

Barbara Holland-Cunz

## Ein Buch – Zwei Besprechungen

Gaus, Daniel. *Der Sinn von Demokratie. Die Diskurstheorie der Demokratie und die Debatte über die Legitimität der EU*. Frankfurt/New York. Campus Verlag 2009. 298 Seiten. 29,90 €.

### Erste Rezension

In der überarbeiteten Fassung seiner Dissertationsschrift bietet Gaus eine neue Lesart der Habermasschen Diskurstheorie der Demokratie an, die sich explizit von Interpretationen abgrenzt, in denen die in „Faktizität und Geltung“ dargelegte Theorie als normativ-präskriptiv oder konstruktiv-kritisch gelesen wird. Die zentrale These lautet, dass die Diskurstheorie der Demokratie darauf abzielt, zur Erklärung politischer Praxis in modernen Gesellschaften beizutragen. Sie ist als

Bestandteil einer breiteren Theorie sozialer Ordnung aufzufassen, die sich als Argumentkette aus Habermas' Werken rekonstruieren lässt und in die These mündet, dass das normative Ideal des demokratischen Rechtsstaats im kollektiven Bewusstsein moderner Gesellschaften als Legitimationsprinzip politischer Herrschaft fest verankert ist. Dies versucht Gaus im abschließenden Kapitel des Buches am Beispiel der Debatte über die Legitimität der EU zu explizieren.

Gaus' Buch lässt sich einerseits in den Forschungszusammenhang der (nicht nur normativen) Demokratietheorie einordnen. Andererseits ist es auch für all diejenigen von Interesse, die im Zusammenhang des Regierens jenseits des Staates auf der Suche nach funktionalen Äquivalenten für das Legitimationsprinzip des demokratischen Rechtsstaats sind. Gaus zufolge muss diese Suche zu Widersprüchlichkeiten führen, da die rechtsstaatliche Demokratie als Legitimationsprinzip fest zum moralisch-praktischen Bewusstsein moderner Gesellschaften, und mithin auch ihrer Sozialwissenschaftler, gehört.

Die These, dass die Diskurstheorie der Demokratie als Bestandteil einer werkübergreifenden Argumentkette zu verstehen ist, wird auf sehr strukturierte Art und Weise entfaltet. Drei Bestandteile der Habermasschen Gesellschaftstheorie sind Gaus zufolge notwendig, um den Geltungsanspruch seiner Demokratietheorie nachzuvollziehen: das sich aus der Erläuterung der Begriffe Rationalität, kommunikatives Handeln und Lebenswelt ergebende Strukturmodell sozialer Praxis, die methodologische Argumentation, die die Sinnrekonstruktion zur adäquaten Methode sozialwissenschaftlicher Erklärung erhebt, und die Theorie gesellschaftlicher